

Genderstreit und liberale Prinzipien

Der britische «Guardian» beugte sich dem Druck der Transgenderlobby und verliert mit der Kolumnistin Suzanne Moore eine streitbare Stimme.

Beim liberalen Flaggschiff «The Guardian» tobt seit Monaten ein verbissener Kampf um die Frage, ob das biologische Geschlecht nur ein Konstrukt sei. Ausgelöst wurde er von Suzanne Moore. Die hochdekorierte 62-jährige Kolumnistin hat bereits im März geschrieben, dass Geschlecht nicht einfach ein Gefühl sei: «Weiblich ist eine biologische Klassifikation, die für alle lebenden Arten gilt ... Selbst wenn Sie ein Frosch sind.» Moore ist eine gestandene linke Feministin und der Überzeugung, dass Frauen nicht mehr gut für ihre Rechte eintreten können, wenn nicht objektiv definiert wird, wer und was sie sind. Ihre gesellschaftliche Unterdrückung habe wesentlich damit zu tun, dass sie Kinder gebären können.

Das löste einen Shitstorm sowie Mord- und Vergewaltigungsdrohungen gegenüber Moore und ihren Kindern aus und führte dazu, dass 336 Mitarbeiter des liberalen Leitblatts ihr vorwarfen, transphobes Verhalten zu fördern. Die Chefredaktorin Katherine Viner und der Konzern stützten die Kolumnistin nicht. Moore schrieb dazu: «Sie hätten müssen: Wir teilen zwar ihre Meinung nicht, aber: Wir stehen hinter ihr.» Sie denkt, die Zeitung sei vor der einflussreicher werdenden Transgenderlobby eingeknickt, und hat vor kurzem gekündigt. Man denkt dabei an den Streit um die Harry-Potter-Autorin J. K. Rowling.

Wieso sollte uns der Fall interessieren? Weil er die Frage aufwirft, wie weit diejenigen, die sich für Differenz aussprechen und dafür Akzeptanz einfordern, bereit sind, diese Differenz auszuhalten, wenn andere von ihren Positionen abweichen. Wie weit darf eine liberale demokratische Gesellschaft zulassen, dass die Verfechter der Rechte von ethnischen und sexuellen Minderheiten nicht zu einer öffentlichen Diskussion bereit sind, sondern diejenigen auszugrenzen versuchen, die anderer Meinung sind? Der Schutz von Minderheiten bedeutet nicht, dass diese abweichende Haltungen mithilfe sozialer Netzwerke quasi-diktatorisch unterdrücken dürfen. Im konkreten Fall: Transmenschen haben dieselben Regeln zu beachten, die sie von anderen für sich fordern.

Hinzu kommt ein Problem, das einer liberalen Zeitung besonders schlecht ansteht: Suzanne Moore spricht von einem Klima der Angst beim «Guardian». Die Tatsache, dass Unterstützer, die sie in der Redaktion wohl hat, sich nicht oder nur sehr verdeckt gemeldet haben, scheint das zu bestätigen. Angst besteht aber nicht nur unter den Redaktionsmitgliedern, sondern auch auf der Chefetage, und zwar vor ökonomischen Folgen. Der «Guardian» kennt keine Bezahlschranke für sein Online-Angebot und ist deshalb in besonderem Mass auf freiwillige Abonnenten und Spenden angewiesen. Diese hofft er vermehrt in den USA zu gewinnen, wo die linksliberale Position bereits von der «New York Times» besetzt ist. Da kann man es sich offensichtlich nicht leisten, im Kulturkampf um die richtige «Wokeness», das Engagement für Minoritäten, junge Leserinnen und Leser zu verprellen. Viele Unterschriften stammen von Konzernmitarbeitern aus den USA.

Medien versuchen weltweit, den Inerateschwund mit dem Gewinn von Abonnenten zu kompensieren. Der «Guardian» zeigt die Gefahr, sich dabei von denen, die gerade den Ton angeben, abhängig zu machen - und dafür auch die eigenen liberalen Prinzipien zu opfern. *Gerhard Mack*



Empört: Kolumnistin Suzanne Moore.



«Ich bin keine Schriftstellerin»: Ruth Zollinger schreibt für sich selbst.

Frau Zollinger schreibt ein Buch

Viele Menschen träumen davon, einmal ein eigenes Buch zu schreiben. Aber das ist einfacher gesagt als getan.

Das hat auch Ruth Zollinger gemerkt. **Von Martina Läubli**

Achtzehn Jahre hat es gedauert, bis Ruth Zollinger ihren Traum verwirklicht hat. Aber nun hält sie ihn in den Händen: als Buch. Nach langer Zeit hat ihre Geschichte Gestalt angenommen und materialisiert sich zwischen zwei Buchdeckeln. «Als ich mein Buch zum ersten Mal ausserhalb meiner selbst gesehen habe, war es mir noch fremd», sagt die frischgebackene Autorin. Was gerade noch in ihr drin war, war zu einem Gegenstand ausserhalb ihrer selbst geworden. Sie öffnete das Buch, las es nochmals und war davon gepackt. Rückblickend sehen die Dinge immer einfacher aus, als sie es tatsächlich sind. Das gilt auch für Ruth Zollingers Weg zum eigenen Buch. Er hat Zeit gebraucht, viel Reflexion, die Teilnahme am Schreibprojekt der Edition Unik und ja, auch Disziplin. Wie sich dieser Weg genau entwickeln würde, wusste Ruth Zollinger noch nicht, als sie sich mit 49 Jahren nach ihrer zweiten Ausbildung das Ziel gesetzt hatte: Ich schreibe ein Buch. Heute sagt die 67-Jährige: «Es lohnt sich dranzubleiben, beim Schreiben und im Leben. Es führt einen persönlich weiter.»

Über das Leben nachdenken

Da war also dieser Wunsch - aber Ruth Zollinger, die sich inzwischen als psychologische Beraterin selbstständig gemacht hatte, wusste nicht genau, wie sie die Sache anpacken sollte. Sie besuchte Kurse zur Biografiearbeit, begann vor einem Jahr in Eigenregie, ihre Lebensgeschichte aufzuschreiben, und wählte dafür den Titel «Die Schuhe meiner Mutter». Doch die Suche nach der richtigen Form war eine Herausforderung. «Ich stand wie der Esel am Berg und fragte mich: Wie wird aus dem Stoff meines Lebens ein Buch?»

In der Schweiz träumen Tausende von Menschen davon, ein Buch zu schreiben. Bei Verlagen landen fast täglich Manuskripte mit

Lebensgeschichten, und das Angebot von Schreibkursen erstreckt sich von der Migros-Klubschule bis zum Schreibferien-Arrangement im Hotel. Auch gibt es kaum einen ehemaligen Bundesrat, der seine Karriere nicht noch mit einem Buch zu krönen versucht. Didier Burkhalter schrieb nach seinem Ausscheiden aus dem Bundesrat sogar drei Bücher innerhalb eines Jahres. Während es für Alt-Bundesräte weniger schwer sein dürfte, ein Publikum zu finden, landen unbekannte Neu-Autoren auf der Suche nach Öffentlichkeit manchmal in einer teuren Sackgasse. Zuschuss-Verlage wie die sogenannte «Schweizer Literaturgesellschaft» haben aus dem Traum vom eigenen Buch ein fragwürdiges Geschäftsmodell gemacht. Sie stellen zum Teil horrenden Rechnungen für eine Publikation. So kommt es immer wieder vor, dass sich jemand für das eigene Werk verschuldet, wie Recherchen des «Beobachters» zeigen. Einem grossen Teil der Schreibenden, so auch Ruth Zollinger, geht es aber

Kulturprojekt Edition Unik

Struktur hilft

Die Edition Unik bietet Schreibbegeisterten für 550 Franken Zugang zu einem digitalen Schreibprogramm, das von einem Handbuch und vier Treffen ergänzt wird. Inhaltlich sind die Schreibenden frei. Seit 2015 sind im Rahmen dieses Kulturprojekts gut 500 Bücher entstanden. «Je offener man sich auf den Schreibprozess einlässt, desto mehr persönlichen Gewinn zieht man daraus», sagt der Projektleiter Frerk Froböse. Der nächste Zyklus findet von Januar bis Mai 2021 in Basel, Bern und Zürich statt. www.edition-unik.ch

«Ich stand wie der Esel am Berg und fragte mich: Wie wird aus dem Stoff meines Lebens ein Buch?»

nicht darum, mit ihrem Buch gross herauszukommen. «Ich bin keine Schriftstellerin, ich will diesen Text nicht auf den Markt bringen», sagt sie. Sie schreibe für sich selbst. Hinter ihrem Buchprojekt stand der Wunsch, über ihr Leben nachzudenken. Und es sei auch ein Vermächtnis, für sich selbst und für ihre Patenkinder, Geschwister, Nichten und Neffen und für ihren zweiten Mann.

Schreiben bedeutet, etwas festzuhalten: den eigenen Erinnerungen und Erfahrungen eine gültige Form zu geben. Schreibend kann man sich zum eigenen Leben und zu sich selbst in Beziehung setzen. Der Philosoph Michel Foucault hat das autobiografische Schreiben eine «Selbsttechnik» genannt. Auch die Regisseurin und Autorin Doris Dörrie macht sich für autobiografisches Schreiben stark. Ihr Buch «Leben, Schreiben, Atmen» wurde 2019 zum Bestseller. Darin heisst es: «Ich habe keine Ahnung, wie man etwas schreibt, das sich verkauft. Ich weiss nur, dass man, wenn man Wort für Wort, Satz für Satz über die Welt schreibt, in der man sich befindet, eine Ahnung von sich selbst bekommt.»

Spazieren hilft bei Blockaden

Eine Selbsttechnik, die in Zeiten von Corona neuen Aufschwung erlebt, ist auch das Tagebuchschreiben. Plötzlich sitzt man in den eigenen vier Wänden fest und spürt, dass alles ins Wanken gerät, dass man vielleicht gerade eine ausserordentliche Epoche erlebt: Die Ausnahmesituation hat viele Menschen zum Tagebuchschreiben motiviert. Ein Tagebuch ist allerdings noch kein Buch, sondern eine Momentaufnahme, eine Sammlung von Aufzeichnungen, ohne kondensierte Form. Das stellte auch Ruth Zollinger fest. Bei der Arbeit an ihrem Buch blätterte sie oft in ihren alten Tagebüchern. Sie waren hilfreich, um Erinnerungen wachzurufen. Doch sie merkte: «Ich musste meine Geschichte nochmals anders erzählen.»

In einem Artikel las Ruth Zollinger über die Edition Unik. Das Schreibprojekt unterstützt Interessierte dabei, in dreieinhalb Monaten ein eigenes Buch zu schreiben. Ihr hätten die klare Zeitstruktur und das Coaching sehr geholfen, sagt Zollinger. Auch wurde ihre Privatsphäre gewahrt, und sie konnte frisch von der Leber weg schreiben. Die Edition Unik bietet in erster Linie Struktur. Der Schreibprozess wird zeitlich beschränkt und in drei Schritte gegliedert. Dafür wurde eine Schreib-App für den Computer entwickelt. Zuerst werden Notizen gesammelt, dann sortiert und aus den Notizen Geschichten geschrieben, und schliesslich folgen sprachlicher Feinschliff und Buchgestaltung. Zollinger, frisch pensioniert, hat sich dafür in ihrer Wohnung in der Nähe von Zürich extra einen Raum eingerichtet. An sechs Tagen pro Woche setzte sie sich morgens vor den Computer und schrieb - oder versuchte zu schreiben. «Wenn ich blockiert war, ging ich spazieren.»

Während des Schreibens veränderte sich ihr Umgang mit Sprache: «Plötzlich fiel mir auf, dass ich viele Füllwörter und Dialektwörter benutze.» Die Suche nach einer Form schärfte ihr Bewusstsein für Sprache, und am Schluss arbeitete sie ihren Text nochmals stark um. Aber noch viel stärker wandelte sich der Blick auf das eigene Leben: «Ich schaue nun hinter die Kulissen meiner eigenen Geschichte», sagt Zollinger. «Ich verstehe mich selbst viel besser.» Das Schreiben habe ihr, die oft dazu tendiere, die Dinge schönzureden, zu mehr Klarheit verholfen.

«Durch das Wiederkäuen ist die Essenz zum Vorschein gekommen.» Zollinger erkennt nun die Fäden, die sich durch das Erlebte ziehen, und den Sinn, der ihr Leben nicht nur für sie selbst, sondern auch für andere Menschen hat. «Ich sehe das Gesamtbild. Ich sehe das Kind, das von einer abhängigen Person zu einer eigenständigen und selbstbewussten Frau geworden ist.»

Wenn Ruth Zollinger von der Arbeit an ihrem Buch erzählt, ist ihr die Freude anzumerken, sowie Stolz und die Erleichterung, es endlich geschafft zu haben. Im Dezember erhielt sie zwei gedruckte Exemplare ihres Werks «Die Schuhe meiner Mutter». Nun, da ihre ganze Geschichte ins Buch gewandert ist, sei in ihr selbst wieder mehr Platz entstanden. Was bleibt, ist das Gefühl einer Befreiung, die Erkenntnis, dass sich ihr Lebensweg als sinnvoll erweist - und die Lust, irgendwann weiterzuschreiben. Bücher schlägt Ruth Zollinger heute mit grossem Respekt auf und denkt: «Was es dazu alles braucht!»